

Michael Hesse

**Das Berliner Stadtschloß und die Diskussion um die »historische Mitte«**

Die nachfolgenden Überlegungen betreffen vornehmlich städtebauliche Aspekte der Debatte um den Wiederaufbau des ehemaligen Berliner Stadtschlusses. Dabei führen kompromißlose Verfechter einer Stadtschloßkopie die Wiederherstellung der »historischen Mitte« als bevorzugtes Argument an: Allein das Schloß könne sinnvoller inhaltlicher und formaler Bezugspunkt der historischen Bauten auf der Spreeinsel wie auch des gesamten ehemaligen Residenzbezirks sein. Und erst mit

der Lustgartenfront des Schlosses erhalte die große Achsenstraße, beginnend mit dem Reichskanzler-Platz (heute Theodor-Heuss-Platz) ihr Ziel, vor allem jedoch der Weg vom Brandenburger Tor, Unter den Linden entlang, vorbei an Wachgebäude und Zeughaus, Prinzessinnen- und Kronprinzenpalais, über die Schloßbrücke zum Lustgarten.

Die Hervorhebung des Schlosses als »Mitte« beschreibt schon das Stadtbild des Barock und des Klassizismus nur unzureichend. Im europäischen Vergleich blieb in Berlin die Beziehung zwischen Stadtgrundriß und Schloßbau merkwürdig unartikulierte. So verhält es sich gerade auch bei den Linden: Straßenachse und Schloßachse decken sich nicht. Die imaginierte Verlängerung der Linden schrammt sozusagen an der Lustgartenfront vorbei, sie stößt dabei auf eine Toreinfahrt, die, im Gegensatz zum westlichen Triumphtor, einem Risalit unter mehreren angehört; Schlüters Fasadensrelief trug dem bekanntlich Rechnung. Die Linden führten auf den Schloßbezirk in seiner Gesamtheit zu, dieser aber war ein harmonisches Ensemble vergleichsweise autonomer Baukörper, das durch spannungsvolle Wechselbeziehung den Raum als eine Art Stadt in der Stadt organisierte.

Berlin ist eben nicht Paris, Schloß und Linden-Achse waren nicht so stringent aufeinander bezogen wie Tuilerienschloß und Le Nôtres Avenue. Bereits die Schloßplanungen des Absolutismus für Berlin, die Projekte einer Place Royale, diverser Perspektivachsen oder eines Forum Fridericianum samt neuem Residenzschloß belegen, daß man die städtebauliche Situation keineswegs als befriedigend ansah. Übrigens kann in der gegenwärtigen Kontroverse ein Blick nach Paris durchaus hilfreich sein: ist doch dort in der Tat die gesamte neuere Entwicklung der Stadt nach Westen, von der barocken Via triumphalis bis zur Organisation des Quartiers La Défense, von den klassizistischen Triumphbögen Napoléons bis zur Grande Arche Mitterands durch die Schloßachse bestimmt. Gleichwohl hat sich bislang niemand für eine Kopie des untergegangenen Tuilerienschlosses stark gemacht, um der französischen Hauptstadt ihre verlorene Mitte wiederzugeben...

Wie immer man aber die Bedeutung der »Mitte« für Berlin kunsthistorisch bewerten mag – diese vielbeschworene historische Mitte ist schon lange vor der Kriegszerstörung des Schlosses und seiner Sprengung relativiert worden. Die Kopie-Befürworter pflegen den Gedanken einer Stadtreparatur, die weder den früheren urbanistischen Gegebenheiten in ihrer Gesamtheit noch dem aktuellen, historisch gewachsenen Kontext Rechnung trägt. Sie argumentieren vielmehr mit einem idealisierten Bild des barocken und des klassizistischen Berlin.

Denn bereits nach der Reichsgründung wurde der überkommene städtebauliche Zusammenhang einschneidend gestört. Die Ost-West-Achse sollte, nun zur Triumphstraße im Sinne nationalstaatlicher Einigung umgedeutet, nicht länger ihr Ende im Schloßbezirk finden, sondern, nach Osten verlängert, durch den gesamten Innenstadtbereich führen. Der Teilabriß des Apothekenflügels, der Neubau der Spreebrücke und der Durchbruch der Kaiser-Wilhelm-Straße zwischen 1885 und 1887 machten das Schloß nurmehr zum Flankenbau eines von den verlängerten Linden durchschnittenen Forums. Schon vorher ließ sich nicht vermeiden, daß der Turm des Roten Rathauses aus der Perspektive von den Linden her in die Rolle eines Point de vue schlüpfte. Die städtebauliche Inkohärenz war bis zum Untergang des Kaiserreichs nicht bewältigt. Nicht einer der vielen Vorschläge, die auf diese grundlegende städtebauliche Gewichtsverschiebung reagierten, wurde realisiert: nicht die

von Raschdorff als optischer Platzabschluß zwischen Schloß und Dom vorgesehene zweibogige Seufzerbrücke, nicht die von Schmüling und Halmhuber vorgeschlagene Errichtung eines Berliner Petersdoms mit riesiger Kuppel an der Stelle des ehemaligen Viktoriatheaters, also am neuen Abschluß der Triumphstraße, und auch nicht der neue Schloßturm, ein überdimensionierter Campanile am Stumpf des Apothekenflügels, der als Blickfang vor dem Schwenk der Straße den Rathausturm ausschalten sollte.

Vor allem aber der Raschdorff-Dom brach mit dem vorgegebenen architektonischen Konsens. Sowohl seine Abmessungen als auch seine Baugestalt und seine stilistischen Ausdrucksmittel machten, wie schon Zeitgenossen kritisierten, dem ausbalancierten Gebäudeensemble ein Ende. Gerade die Fassadensimulation vom Sommer 1993 konnte hiervon eine Ahnung geben. Erstaunlich niedrig und vergleichsweise moderat nahm sich der simulierte Baukörper in der Konkurrenz sogar zum vereinfacht wiederhergestellten Dom aus. Schloß und Museum waren durch den wilhelminischen Dombau quantitativ schier erdrückt und qualitativ entwertet.

Kriegszerstörungen, Schloßsprengung und »sozialistische Umgestaltung des Zentrums der Hauptstadt der DDR« haben architektonische und städtebauliche Fakten geschaffen, die inzwischen selbst Teil der Baugeschichte Berlins sind und damit Parameter gegenwärtiger und künftiger Stadtentwicklung. Wenn man über die Spreeinsel als Mitte nachdenkt, so sollte man nicht verdrängen, daß seit den sechziger Jahren das alte Zentrum durch die Anlage der DDR-hauptstädtischen Magistrale, bis auf wenige isolierte Monumente, gänzlich verschwunden ist. Die ehemalige Altstadt Berlins erscheint heute als planierte Freifläche, als eine weiträumige, von Punkthochhäusern gesäumte Parkanlage, die bis an die Spree heranreicht. So sind völlig neue Bedingungen auch an dem Ort gegeben, wo sich vormals die Spreefront des Schlosses eher als Abseite des Palastes denn als dessen präsentable Ostfassade erhob.

Die Bauten des DDR-Hauptstadtzentrums, der innerstädtische Fernsehturm und die Gebäude am und um den Alexanderplatz, haben durch gewaltige Maßstabsprünge und Akzentverschiebungen, durch architektonische Großmannssucht und Mißachtung historischer Straßenzüge das überkommene Stadtgefüge weitestgehend ausgelöscht. Doch auch der Wettbewerbssieg der Rockefeller-Center-Phantasien Hans Kollhoffs hat unlängst noch einmal deutlich gemacht, daß im Falle des Alexanderplatzes ebenso die Nachwende-Architektur keineswegs den traditionellen städtebaulichen Qualitäten Berlins entsprechen soll. Ganz zu schweigen von anderen stadträumlichen Bezugspunkten, die bereits wie der Mehring-Platz bis zur Unkenntlichkeit entstellt sind oder die sich künftig wie der Potsdamer Platz als halbherziger Kompromiß zwischen ortsüblichem Blockschema und spätmodernistischen, von den Investoren diktierten Höhenflügen darbieten werden.

Alle sich gegenwärtig abzeichnenden Aktivitäten haben gemeinsam, daß sie Fakten schaffen, die noch weiter von der gern zitierten historischen Mitte wegführen. Dies ist an sich nicht einmal zu bedauern. Vielmehr lassen sich die neueren Tendenzen durchaus mit den urbanistischen Besonderheiten Berlins versöhnen. Stadtentwicklung hat sich hier niemals im einheitlichen Zugriff vollzogen. Selbst die geometrisierenden Grundrisse der im Barock erschlossenen Stadtteile standen eher verbunden nebeneinander. Der Bauboom der Gründerzeit, die Kriegszerstörung, erst recht die Teilung und vor allem ein Wiederaufbau, bei dem Osten wie Westen

sich von durchaus gegensätzlichen Positionen her über vormalige Ordnungsmuster hinwegsetzten, haben zu einer Vielfalt von Stadteinheiten geführt. Ähnlich verhält es sich mit den Nachwende-Bauten, dem neu entstehenden Viertel am Potsdamer Platz und der Umstrukturierung der nördlichen Friedrichsstadt, und wohl auch mit dem geplanten Regierungsviertel am Spreebogen. In Berlin hat jede Epoche die Stadt als ein Konglomerat von Fragmenten gesehen, Zufall und Kontingenzbewältigung hielten sich die Waage. Berlin hat schon lange ohne alte Mitte gelebt, und es braucht keine neue Mitte. Wie in der jüngeren Vergangenheit wird es auch zukünftig eine Ansammlung von »Stadinseln im Meer der Metropole« (Ungers) sein, von architektonisch eigenständigen Stadteinheiten mit jeweils charakteristischem Funktionsprofil.

Eine Neugestaltung des ehemaligen Schloßbezirks und des angrenzenden Terrains sollte demnach aus dem Schatten des untergegangenen Stadtschlusses treten. Ein urbanistischer Neuanatz bei veränderter Massengruppierung erscheint vor dem Hintergrund der Besonderheiten des Ortes wie auch der allgemeinen Merkmale der Berliner Stadtentwicklung durchaus vertretbar. Daß hier höchste Qualitätsansprüche zu stellen sind, sollte sich von selbst verstehen. Ein Konglomerat nostalgischer Reminiszenzen ist ebenso auszuschließen, wie banale Staatsrepräsentation im internationalen Hotelstil. Bei einer solchen Neugestaltung ist von der gegenwärtigen Bebauung und den aktuellen bzw. den sich abzeichnenden künftigen städtebaulichen Zusammenhängen auszugehen. Das Schloßareal kann eine urbane Zwischenzone an der Nahtstelle zwischen den Kulturbauten der Museumsinsel und den Gebäuden für Regierung und Verwaltung werden.

Unveränderliche Faktoren aller Planung sind die Wegführung der Ost-West-Achse sowie das Lustgarten-Areal mit dem Alten Museum und dem Dom. Wenig Anlaß zu Kontroversen dürfte die Wiedererrichtung von Schinkels Bauakademie bieten. Hier ist nicht nur die architekturhistorische wie ästhetische Bedeutung des Gebäudes unbestritten, hier gibt es einen klar formulierten Bedarf. Vor allem bedeutet die Wiedererrichtung der Bauakademie die physische Realisierung eines im Unterschied zum Stadtschloß einzigen und historisch eindeutigen Entwurfs, dessen serielle Baugedanken, dessen Materialien und dessen Gestaltungsmittel selbst die Reproduzierbarkeit fördern. Die Wiedererrichtung der Bauakademie setzt den Abriß des ehemaligen DDR-Außenministeriums voraus, dessen Baugestalt nach übereinstimmendem Urteil qualitativ kaum zu unterbieten ist.

Des weiteren sollte eine Neugestaltung die Front des ehemaligen Staatsratsgebäudes mit dem Tor IV des Schlosses nicht völlig der Sichtbarkeit entziehen. Das Bauwerk repräsentiert nicht nur als historisches Dokument DDR-Geschichte und eine bestimmte Phase von deren Erbe-Diskussion, es enthält auch durch das Schloßfragment in sich aufgehoben die Erinnerung an die Hohenzollern-Residenz. Daß nach nunmehr dreißig Jahren historischer Distanz die ästhetische Qualität des Staatsratsgebäudes im Gegensatz zu der des Außenministeriums einem kritischen Urteil standhält, dürfte die Entscheidung erleichtern.

Die nahezu selbstverständliche Folgerung aus den genannten Vorgaben scheint ein klar definierter öffentlicher Raum zu sein, der sich – mehr oder weniger über Rechteckgrundriß – quer zur Lindenachse entwickelt. Dieser öffentliche Raum sollte nicht bloß als Freifläche zwischen den Gebäuden verbleiben, sondern bewußt architektonisch gefaßt werden. Der Verzicht auf die Schloßkopie oder einen Ersatz-

bau an gleicher Stelle bietet die Gelegenheit, den Lustgarten in einen klassischen Platz zu überführen. Eine Platzarchitektur würde es überdies erlauben, den Palast der Republik ganz oder weitgehend zu erhalten, zumindest die Spreefront, die Volkskammer und den Festsaal. Sie könnten in einem neuen Bauzusammenhang mit neuer Platzfront im Sinne der vormaligen Nutzungsvielfalt als Volkshaus erhalten bleiben. Eine Platzlösung könnte des weiteren Bauten für Repräsentationsaufgaben des Bundes oder der Länder integrieren und so den fortgesetzten Verschleiß historischer Monumente verhindern. Auch die museale Präsentation von Überresten des Schlosses und seiner Ausstattung, etwa in einem eigenen Gebäude samt archäologischer Krypta, erscheint denkbar.

In seinem Beitrag zur Stadtschloß-Ausstellung des Fördervereins hat Axel Schultes einen anregenden Schloßplatz-Entwurf vorgestellt, das einzige ernstzunehmende Projekt auf der Seite der Schloßkopie-Gegner. Drei Flügel mit Galerien im Erdgeschoß grenzen, etwa in den Abmessungen des Gevierts um den Schlüter-Hof, einen Rechteckplatz ein, der die Lustgarten-Freifläche vor dem Alten Museum in spiegelbildlicher Entsprechung fortsetzt. Zwei weitere, im Rechten Winkel anschließende Flügel führen die Begrenzung bis zum Ufer von Spree und Kupfergraben. Schultes Lösung ist, für sich betrachtet, formalästhetisch überzeugend. Nur: Der Architekt formuliert hier eine extreme Gegenposition zur Berliner Tradition der Platzbildung aus weitgehend autonomen Baukörpern. Schultes will zugunsten von klar artikulierter Stadtgestalt ausdrücklich weg vom Solitär. Aber muß es deshalb gleich die Piazza San Marco oder die erste Version der Place Vendôme sein, Plätze also, die sich mit Fassadenkulissen gegen kleinteilige Innenstadtviertel abschirmen?

Mit einer umlaufenden, geschlossenen Platzwand würde der Blick auf die Stadtlandschaft verstellt, die ihren Reiz aus dem komponierten Zusammenspiel von Wasserläufen und Brücken, autonomen Baukörpern und Monumenten sowie regelmäßig bepflanzten Grünflächen bezieht. Wenn sich die gegenwärtige Kunstsituation dadurch auszeichnet, daß den Architekten alle historischen Exempel, seien sie nun realisiert oder nur projektiert, in Gleichzeitigkeit und von den historischen Wissenschaften aufbereitet zur Verfügung stehen, dann sollte die Kunstgeschichte angesichts der Berliner Probleme alle Verantwortlichen auf die Platzkultur der Aufklärungszeit hinweisen. Die Stadtbaukunst des Frühklassizismus, wie sie zum Beispiel in den Plätzen von Nancy oder in Pierre Pattes Stichwerk über die Königsplatzentwürfe begegnet, hält genau die Modelle für eine Massengruppierung bereit, die klare Platzbegrenzung in klassischer Bautradition mit moderner stadtlandschaftlicher Öffnung versöhnen können.

Wenn sich schließlich aber doch ein partiell kopierendes Vorgehen als unvermeidlich erweisen sollte, und sei es nur, um zeitgenössischem Mittelmaß zu begegnen oder der völligen Vereinnahmung des Geländes durch die Administration, erscheint eine Lösung plausibel, die sich an Baugedanken orientiert, wie sie sich im Vorschlag Wilhelm von Boddien und in der Studie von Ralf Schüler und Ursula Schüler-Witte finden: Rekonstruktion der barocken Schloßfassaden, insbesondere nach Süden, Westen und Norden, wobei die Baugestalt selbst das kopierende Verfahren erfahrbar machen sollte. Innenausbau in einer zeitgenössischen Formensprache unter möglichst weitgehender Integration des sanierten Palastes der Republik. Ein inzwischen durch die Kunstwirklichkeit überholter Authentizitätskult im allgemeinen und die einseitige Stilisierung des untergegangenen Schlosses zur »einmal-

gen Riesenskulptur« aus der kraftvollen Faust eines genialen Bildhauer-Architekten im besonderen sollten dabei als Argumente gegen die Schloßfreunde weniger ins Gewicht fallen. In einer vergleichenden Gesamtschau barocker Palastarchitektur dürften zumindest die Außenfronten des alten Schlosses aufgrund der Eindeutigkeit ihrer Motive und Formen wie auch aufgrund ihrer evidenten Herleitung aus Fassadenrissen sich als eher kopiefreundlich erweisen.

Völlig unverständlich – gerade auch vor dem Hintergrund des von Schloßbefürwortern wie -gegnern erreichten Argumentationsstandes – wäre jedoch der wiederholt vorgeschlagene Kompromiß, ein Gebäude in einer mehr oder weniger modernistischen, zeitgenössischen Formensprache am Ort des alten Schlosses und in dessen Abmessungen zu errichten. Hans Kollhoff hat einen entsprechenden Diskussionsbeitrag in der Schloßausstellung gezeigt. In dem Entwurf, der theoretisch reflektiert ist und in seiner disziplinierten Gliederung auf sympathische Weise allem Spektakel entsagt, sollen klassische Ganzheitsvorstellung und moderne Rasterfassade zusammenfinden. Letztlich läuft es jedoch auf eine abstrahierende Evokation des Barockbaus hinaus, ohne dessen plastische und stadträumliche Qualitäten auch nur annähernd wiederzuerlangen. Es entstünde kaum mehr als ein Denkmal des Verlorenen, vor allem aber ein Zeugnis des Verzichts, auf einen veränderten städtebaulichen Gesamtzusammenhang zugleich selbstbewußt und tolerant zu reagieren.